

Zitierhinweis

Friedrich, Markus: Rezension über: Michael C. Carhart, Leibniz Discovers Asia. Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2019, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 47 (2020), 3, S. 569-571, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/11c796a3e889483b9f5eff6e6d1e63e3>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Diese Aufzählung macht die Vielfalt dessen deutlich, was man unter „savoirs d'État“ verstehen kann; zugleich wirft die Heterogenität die Frage auf, ob das Konzept hinreichend spezifisch ist. Denn die Diversität der Aufsätze liegt weniger in den Themen, bei denen es ja Schwerpunkte gibt, sondern in der Herangehensweise und Fragestellung. Manche Aufsätze untersuchen Institutionen, manche personale Netzwerke, manche wissenschaftliche Diskurse, manche konkrete ökonomische oder politische Projekte. Bestimmte Fragen, die die Forschung zu staatlichem Wissen der letzten Jahre zusammengehalten haben, wie etwa jene nach der Generierung und Verarbeitung von Informationen durch die staatliche Verwaltung, sind hier nur in wenigen Texten zentral. Dies mag vorteilhaft sein, da sich der Ansatz damit von einer sehr fruchtbaren, aber potenziell einengenden Forschungsrichtung emanzipiert – allerdings auf Kosten einer gewissen Beliebigkeit, da es schwer sein wird festzulegen, welches Wissen denn nicht irgendwie auf den Staat bezogen ist. Ein Ausweg aus dem Dilemma thematischer Erweiterung, gewollter Komplexitätssteigerung und Verlust heuristischen Nutzens durch mangelnde Spezifität könnte in der Betonung der Epochenhaftigkeit liegen, die in der Einleitung anklingt. Hier wird nicht nur insinuiert, dass die „savoirs d'État“ in der hier konzipierten Form ein typisches Merkmal der Sattelzeit seien, sondern es werden auch Entwicklungslinien innerhalb der Sattelzeit identifiziert. Leider werden diese in den Aufsätzen nirgendwo explizit aufgenommen oder debattiert. Dabei erscheint das Konzept gerade dort am trennschärfsten, wo es auf andere Modelle stößt – etwa im südamerikanischen Bergwesen, wo im 19. Jahrhundert mit englischem Kapital eine ganz andere Logik einfluss. Für die weitere Entwicklung des Konzepts vom Staatswissen wäre es insofern hilfreich zu klären, welches Wissen nicht darunterfällt, ob es sich als zeittypische Erscheinung fassen lässt und ob bzw. welche konkurrierenden Modelle es gab. Als epochenübergreifender Begriff für alles Wissen, das in irgendeiner Beziehung zum Staat steht, erscheint der Begriff dagegen zu vage.

Justus Nipperdey, Saarbrücken

Carhart, Michael C., Leibniz Discovers Asia. Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019, Johns Hopkins University Press, XVI u. 324 S. / Abb., \$ 64,95.

Unter Historikern erfreut sich die Gestalt Gottfried Wilhelm Leibniz' zunehmender Beliebtheit. Das hängt sicherlich vor allem mit der überragenden Quellenüberlieferung und deren mustergültigen Aufbereitung im Zuge der zuletzt recht zügig voranschreitenden Edition seiner Briefe und Schriften zusammen. Im Kontext der generellen Hinwendung der Historiker zu „Praktiken“ als methodologischer Grundkategorie erweisen sich die zahllosen Briefe, die mittlerweile fast vollständig ediert und kommentiert sind, als reiche Fundgrube. Bedingt durch die breite Verfügbarkeit der Briefe wird Leibniz heute auch längst nicht mehr nur als Philosoph oder Mathematiker gewürdigt, sondern auch als Historiker, als Höfling und Politikberater, als Kirchenpolitiker genauso wie als Ingenieur und Bibliothekar.

Das hier anzuzeigende Buch folgt diesem Trend. Im Grunde genommen handelt es sich hier um eine entlang der Briefüberlieferung vorgenommene detaillierte Beschreibung der Versuche von Leibniz, über Jahre hinweg über ein bestimmtes Thema Informationen zu sammeln. Das Thema, anhand dessen Leibniz' Briefwechsel hier durchkämmt wird, sind die mittelasiatischen Sprachen und Völker. Was wusste Leibniz wann (und von wem) über die Sprachen und Völker Sibiriens, Chinas, der Mongolei und Innerasiens? Das ist die Frage, die Carhart minutiös – manchmal geradezu mit obsessiver Detailgenauigkeit – zu beantworten sucht. Warum diese Frage für Leibniz wichtig war, beantwortet Carhart vorab im zweiten Kapitel (11–31): Aus

seinem eigentlichen ‚Hauptberuf‘ als Genealoge der Welfen in Hannover ergab sich bald das Bedürfnis, einleitend einen Überblick über die Geschichte der verschiedenen Völker und Bevölkerungsgruppen Norddeutschlands und Mitteleuropas zu gewinnen, in den dann Sachsen und seine Herrscher einzuordnen wären. Um die historische Entwicklung und die Vielfalt der Völker zu erfassen, ihre Beziehungen zu erkunden und die Abstammung der Völker voneinander zu erhellen, wollte Leibniz, auch mangels anderer Quellen, auf die Sprache als Indikator zurückgreifen. Sprachanalyse erlaube eine Klärung ethnographischer Grundsatzfragen. Auf der inhaltlichen Ebene wäre Carharts Buch deshalb als Beitrag zur Geschichte der Ethnolinguistik oder der Historischen Linguistik anzusprechen. Doch in seiner Darstellung dominiert eindeutig das Interesse für die Wege der Wissensakquisition; Hinweise auf die ethnographischen und linguistischen Debatten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts gibt es zwar immer wieder, sie sind aber letztlich nicht der rote Faden der Darstellung.

Carharts Durchgang durch die Korrespondenz auf der Suche nach Informationen über Leibniz' Versuche, kompetente Informanten über Asien und China zu finden, geht in insgesamt zehn Kapiteln vor, die überwiegend jeweils einem Informantennetzwerk gewidmet sind und zugleich eine lose Chronologie ergeben. Berühmt sind Leibniz' Beziehungen zu den Jesuiten an diversen Standorten – Paris, Polen, Asien –, auf die auch Carhart durchgängig eingeht. Besonders hinzuweisen ist beispielsweise auf Carharts gut lesbare, ausführliche Rekonstruktion der Ereignisse in Nerchinsk in Sibirien, wo chinesische und russische Unterhändler unterstützt durch zwei Jesuiten einen Grenzvertrag zwischen China und Russland aushandelten (209–227). Besonders hervorzuheben ist auch das lange Kapitel über Leibniz' Beziehungen zu dem Schweden Johan Gabriel Sparwenfeld, der als Korrespondent des Hannoveraners hier nun auch für breitere Leserkreise in seiner ganzen Bedeutung sichtbar wird (131–174). Weitere Themen, die Carhart ausführlich behandelt, sind etwa die Suche Leibniz' und anderer Europäer nach einem Landweg nach China durch Russland und Asien (62–81) oder – verstreut im ganzen Buch – die für ihn typische Suche nach fremdsprachigen Übersetzungen des Vaterunser als einer Art linguistischer Standardreferenz.

In der Durchführung liest sich Carharts Buch de facto oft wie ein ausführlicher Kommentar zu einzelnen Briefen. Sein Text folgt der Chronologie der Schreiben sehr genau. Das hat Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen dieser Darstellungsweise zählt zweifellos, dass der Leser geradezu überwältigt wird von Hinweisen auf die Schwierigkeiten und Grenzen der Informationsbeschaffung. Leibniz, aber auch alle anderen Akteure aus seinem Umkreis, erleben mehr Rückschläge als Erfolge. Manchmal liest sich der Text geradezu wie eine Gegengeschichte zur überkommenen Glorifizierung von Leibniz oder den Jesuiten oder der *Respublica litteraria* als Broker von Informationen. Leibniz wusste vielleicht mehr über diese Länder als andere, und doch, so Carharts Ergebnis, war sein Wissen sowohl mit Blick auf Leibniz' eigene Ansprüche als auch mit Blick auf das, was er zeitgenössisch hätte wissen können, vor allem eine Ansammlung von Fehlstellen, Unvollkommenheiten und unerfüllten Hoffnungen. Die Schwierigkeiten, mit denen auch die Jesuiten – neben Leibniz die Hauptakteure par excellence auf dem Feld der Informationsbeschaffung – zu kämpfen hatten, werden von Carhart, immer durch die Perspektive des Leibnizbriefwechsels, ebenfalls überdeutlich. Hier, in der erschlagenden Dokumentation der Begrenztheit des Wissens trotz Leibniz' unermüdlicher und singulärer Anstrengung, liegt der entscheidende Gewinn des Buches, denn Leibniz war hier letztlich typisch für seine Zeit. Bezeichnend für die dauernden Rückschläge ist insbesondere Leibniz' vergebliche Bemühung, effektiven Zugang zur russischen Reisegruppe um Zar Peter den Großen in Westeuropa zu erhalten (175–208) – das vielleicht eindrucklichste Kapitel des Buchs. Gewissermaßen

nebenbei erhellt Carharts Rekonstruktion weniger der Ergebnisse als vielmehr der Bemühungen von Leibniz auch, dass der heute oft so stark im Zentrum stehende Leibniz aus Sicht seiner Zeitgenossen eher der Juniorpartner in der Kommunikation war.

Doch die minutiöse Rekonstruktion aller Einzelschritte von Leibniz' (gescheiterter) Informationsakquise führt zur Vernachlässigung übergeordneter Perspektiven – der Leser bleibt stets auf Augenhöhe mit Leibniz. Doch während Leibniz zahlreiche konkrete Ziele benennen konnte, wird nicht immer völlig klar, worin ein übergeordnetes, syntheseförderndes Ziel solcher Historiographie liegen könnte. Nicht, dass Carhart als Forscher nicht den Überblick hätte – im Gegenteil: Der Autor erweist sich als wahrhaft profunder Kenner der verschiedenen Materien, die er anspricht. Doch Carhart verzichtet, wohl aus grundsätzlichen darstellerischen Erwägungen, darauf, seine Erzählung von Leibniz' schrittweisem Informationsgewinn in größere Darstellungsperspektiven einzufügen. Übergeordnete Beobachtungen fließen nur nebenbei in die bisweilen etwas ermüdende Rekapitulation einzelner Briefe ein.

So stellen sich am Ende grundsätzlichere Fragen. Die aktuell vielfach zu beobachtende Fokussierung auf das Klein-Klein der Alltagsarbeit frühneuzeitlicher Gelehrter und anderer Wissensakteure zeitigt, wenn sie so souverän und brillant erfolgt wie hier bei Carhart, zweifellos beeindruckende Ergebnisse: Nie zuvor waren die Unruhe, die empirische Unsicherheit und die Abhängigkeit des ‚Genies‘ Leibniz von den Kommunikationsbedingungen seiner Zeit so deutlich zu sehen. Der darstellerische Gusto und die intellektuelle Verve Carharts machen den lesenden Nachvollzug dieser Bedrängnisse zum erhellenden Vergnügen. Doch zugleich stellt sich zumindest dem Rezensenten – nicht trotz, sondern gerade wegen der großen eigenen Begeisterung für solche Arbeiten – zunehmend dringlicher die Frage, was letztlich aus solchen Einzelstudien zu gelehrten Praktiken und ihrer „grassroots“-Perspektive folgen könnte. Was wäre zu lernen aus diesen Einsichten und wie könnte auf der Basis einer derart genauen Rekapitulation des Briefwechsels eines der bedeutendsten Gelehrten der Zeit um 1700 eine neue Narration von Wissensgeschichte entstehen?

Markus Friedrich, Hamburg

Wolf, Hubert, Verdammtes Licht. Der Katholizismus und die Aufklärung, München 2019, Beck, 314 S., € 29,95.

Wolfs Buch besteht aus einer Sammlung von elf Aufsätzen, die er zwischen 2003 und 2017 veröffentlicht hat. Der Titel des Buches und der Beiträge wurden dafür zusätzlich attraktiver gestaltet. Von Aufklärung im Allgemeinen und katholischer Aufklärung im Besonderen als einer Epoche des 18. Jahrhunderts ist dabei nur selten die Rede. Gemeint ist vielmehr weitere Aufklärungsarbeit innerhalb der nachkonziliaren katholischen Kirche durch historische Kritik, nach der Parole „*Ecclesia semper reformanda*“. In Wolfs „Prolog“ wird der unaufhebbare binäre Gegensatz von „aufgeklärt“ und „katholisch“ gut historisch durch die geschichtliche Tatsache aufgelöst, dass es stets zwei oder mehr konkurrierende Katholizismen und demgemäß verschiedene kreative Entwicklungspfade der Kirchengeschichte gegeben hat. „Die katholische Kirche [als Institution, W. R.] ist nicht von Jesus Christus gegründet worden.“ (13) Dazu passend werden anschließend historisch begründete, aktuelle „Optionen“ der Kirchenverfassung angesprochen (Dezentralisation, Laien, Frauen), und das Tridentinum wird dabei relativiert (1). Weiter wird beispielhaft die uneinheitliche, zufällige, ja widersprüchliche römische Zensurpraxis aufgezeigt, die Wolf und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erschlossen haben (2). Ein anderes Beispiel katholischer Vielfalt: Der Zentrumsführer Ludwig Windthorst war zwar tief gläubig, ignorierte aber nichts-